

Gedanken zum ersten Sonntag im Mai 18. Woche
Nach Joh 10,1–10

Ich war früher öfters auch mit Gruppen in Rom. Ein Programmpunkt waren immer auch die Katakomben an der Via Appia. Öfters wurde dort dann auch ein Gottesdienst gefeiert.

Zu den Katakomben führt auf eine ganz besondere Art und Weise ein Gang unter die Erde und auch in eine andere Zeit.

In Rom galt das Gesetz, dass kein Verstorbener innerhalb der Mauern der Stadt begraben werden durfte, also brachte man die Verstorbenen nach draußen und beerdigte sie in den Katakomben – der Name kommt aus dem Griechischen und heißt so viel wie „herab und Grab“. Die Gräber durften oberirdisch nicht sichtbar sein, so dass nur der Weg nach unten blieb, Stockwerk um Stockwerk bis auf eine Tiefe von ungefähr 20 Metern unter der Erde.

Wenn man dort durch die engen Gänge und Treppen hinabsteigt, dann ist man wirklich in einer ganz eigenen Welt. Ist das nicht auch der Eindruck, den wir zur Zeit haben, Katakombenzeit? Auf dem Weg nach unten finden sich in und zwischen den Grabstellen erstaunlich gut erhaltene Hinweise über das Leben der frühen Christen in Rom und über ihren Glauben und ihre Hoffnungen in der Zeit der Verfolgung und angesichts des Todes. Auf Wandmalereien haben die Menschen festgehalten, was sie nach dem Tod erwarten, woran sie glauben und was sie erhoffen, für sich selbst, für die Angehörigen, die sie dort zurücklassen mussten.

Eines der bekanntesten Bilder, das sich an den Wänden dort findet, ist das Bild vom Guten Hirten. Ein Mann mit einem Stock in der Hand trägt ein Schaf auf seinen Schultern. Um ihn herum sind weitere Schafe zu sehen, die entweder zu ihm aufschauen oder sorglos grasen. Ein tröstliches Bild inmitten der vielen Gräber. Ein Bild, das für grenzenloses Vertrauen steht – Vertrauen ohne Wenn und Aber.

Das Bild vom Guten Hirten gehört zu den ältesten Christusbildern überhaupt. Vielleicht weil es eine ganz tiefe und ursprüngliche Sehnsucht beantwortet, die Menschen angesichts der Bedrohung durch Krankheit und den Tod empfinden. Die Sehnsucht nach einem Gott, zu dem der Mensch absolutes, unbedingtes Vertrauen haben kann, in dessen Gegenwart mir nichts passieren kann, der mich zur Not auf die Schultern hebt, selbst wenn ich auf Abwege geraten sollte. Tod und Vernichtung können mir nichts anhaben. Ein wirklich österliches Bild ist das – und nicht umsonst feiern wir den Gute-Hirte-Sonntag in der Osterzeit.

Zwischen dem Hirten und den Schafen herrscht ein einzigartiges Vertrauensverhältnis. Er ruft sie beim Namen und die Schafe kennen seine Stimme. Der gute Hirt geht durch die Türe in den Stall hinein, er kommt nicht heimlich oder überfällt die Schafe, so dass sie in Unsicherheit leben müssten. Der gute Hirt ist verlässlich und führt die Schafe auf die Weide, an den Ort, wo sie sorglos grasen können, Nahrung finden für den Leib und für die Seele. Der Evangelist Johannes vertieft sich ganz in dieses Bild. Für ihn ist der auferstandene Christus der Gute Hirte, der mit dem Menschen in eine Beziehung treten will. Eine Beziehung, die von bedingungslosem Vertrauen geprägt ist. Diese Beziehung ist es, die dem Menschen Kraft gibt und rettet. Der auferstandene Christus wird zur Tür für ein Leben in Fülle, der alle Bedürftigkeit aufhebt.

Allen eine gute Zeit
Egle Joe